
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 209. Bromberg, den 12. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

(30. Fortsetzung.)

Er traf den Blenninger Michel in der Küche, wohin er sich vor dem Lärm der Berliner geflüchtet hatte.

„Was hat denn da enker Fanny für an Unsinn daher bracht?“ fragte Natterer ungestüm. „Daß da Herr Schnaase heut furtfahrt?“

„Ja.“

„Was ja?“

„Furt fahrt er.“

„Das is ja a Mist! Das is der reinste Blödsinn. Gestern war er bei mir, und mir hamm mitanand beschloss'n, daß unser Fest am Samstag stattfind'n soll. Da werd er heut wegfahr'n.“

Der Blenninger zerlegte ruhig seinen Leberknödel.

„Red' do! Woher hat's denn ös den Schmarrn, den einfältig'n? Wer sagt denn dös überhaupt?“

„Er.“

„Wer er?“

„Da Schnaase.“

Natterer sah, daß er von dem phlegmatischen Menschen nichts Rechtes erfahren konnte.

„Wo is der Herr Schnaase?“

„Drin.“

„In der Gaststub'n?“

„Ja.“

„Nacha geh' i net . . . oder na, geh' du nei und sag' eahm . . .“

„I geh' net nei.“

„Den G'fall'n, moan i, kunntst d' mir erweis'n, für dös, daß i dir 's Haus voll Fremde herbracht hab . . .“

„I mag dös G'surrm net“, sagte der Posthalter und blieb sitzen. Die Kellnerin kam gerade ans Fenster, und Natterer wandte sich an sie.

„Passen S' auf . . . sagen S' dem Herrn Schnaase, er möcht' an Aug'nblick in Gang raus kommen . . . ich muß'n dringend sprechen, sagen S' ihm . . .“

Die Kellnerin richtete es aus, und Schnaase folgte etwas unwillig dem Ersuchen.

Er kam mit vollen Backen kauend, die Serviette vorgebunden, in den Hausgang.

„Brr! Donnerwetter, das zieht abscheulich! Mit was kann ich dienen, Herr Präsident?“

„Sie entschuldigen, Herr Schnaase, daß ich Sie da belästigen muß. Aber die Fanny, 's Zimmermädel, bringt so a dumm's G'red daher, daß Herr Schnaase heut abreisen . . .“

„Stimmt.“

„Ja . . . t . . .“

„Das dumme Gerede stimmt, verehrter Herr Präsident. In ner Stunde fahren wir ab.“

„Ja, jetzt weiß i net, was i sag'n soll . . . Was is denn nacha mit unsern Fest?“

„Mit unserm Fest — nischt. Soweit ich in Betracht komme. Aber Ihr Fest können Se ruhig abhalten.“

„Aber Sie hamm 's doch selber verschob'n! Weg'n der besondern Nummer, die wo Sie in petto hamm.“

„Hatte, müssen Se sagen, Herr Natterer. Die Nummer liegt nu wirklich im betto. Die Primadonna is unpäßlich. Tut mir leid, aber das kommt bei den besten Ensembles vor . . . Es is nu mal nich zu ändern.“

„Jetzt weiß i nimmer, was i sag'n soll. Es war do all's ausg'macht . . .“

„Und wär' auch fein geworden, lieber Natterer. Wir hätten das schon gedeichselt. Aber die Pflicht ruft, und da is nischt zu machen. Auf jeden Fall wünsche ich Ihnen viel Vergnügen un besten Erfolg . . . Nu entschuldigen Se mich aber, es zieht verdeibelt, un ich habe so wie so 'n Schnuppen, un meine Leute warten. Also auf Wiedersehen! Meine Stimme im Afko trete ich hiermit feierlich an Sie ab. Mahlzeit! . . .“

Natterer sah dem freundlichen Manne ingrimmig nach. Mit Wut im Herzen ging er aus der Post.

„Sprecher, miserabliger! Spruchbeutel, nixnutzigerl“ murmelte er vor sich hin.

Daheim packte er die Statuten, Gründungsprotokolle, Sitzungsprotokolle, die Programmentwürfe und Briefe samt dem blauen Aktendeckel, der die Inschrift Afko trug, zusammen und eilte in die Küche.

Er drängte Wally vom Herde weg und warf die Arbeit vieler Stunden, die Beweise seiner Mühen ums öffentliche Wohl, zornig ins Feuer.

„Was tuast denn?“ rief die erschrockene Frau.

„Aus is und gar is, und g'redt werd gar nix . . .“

„San dös de Papiera von . . .“

„Aus is, hab' i g'sagt, und koa Frag' gibt's net.“

Er ging hinaus und warf die Türe schmetternd hinter sich zu.

*

„Siehste“, sagte Schnaase, als er sich wieder neben Karoline setzte, „nu hätten wir doch noch ne Woche hier bleiben sollen. Die italienische Nacht kann ohne uns nich stattfinden . . .“

„Hat man dich deshalb hinausgerufen? So ne Zumutung!“

„Rege dich nich unnütz uff! Ich habe natürlich abgewunken. Und ich muß sagen, wie der Mann klein wurde, das hat mir ne gewisse Befriedigung verschafft. Denn nu biste gerächt, Karline. Weil er dich doch wirklich unerhört betimpelt hat mit seine Voralpen und Höhenluft. Nu wollen wir zahlen . . .“

Die Familie brach geräuschvoll auf. Fanny mußte kommen, und Stine wurde noch mal hinaufgeschickt, um die kleine Tasche zu holen, und die Handschuhe und . . . „Stine! Stine! Fräulein Henny hat ihren Schleier auf dem Sofa liegen . . .“ Was die Person bloß hatte?

Den ganzen Morgen ging sie mürrisch herum, und rot geweinte Augen hatte sie, und als man so und so oft nach

ihr gerufen hatte, fand man sie in ihrem Zimmer weinend beim Briefschreiben.

Ach ja! Was wußte die Familie Schnaase von einem gebrochenen Herzen oder von dem Liebreiz eines altbayrischen Schlossers und Piganiers, den Stine Jeep aus Kleinkummersfelde — ochott! — nu so ganz ohne Abschied und letzte Zärtlichkeit verlassen mußte, und den sie nur mehr brieflich ermahnen konnte, treu zu bleiben und jeden Tag eine Postkarte zu schreiben?

Die Familie Schnaase wußte nicht, wie Scheiden und Meiden der armen Stine so weh tat.

Doch hörten auch Karoline und Henny schwere Abschiedsseufzer.

Herr von Wlazeck sagte ihnen, daß er fassungslos sei.

„Ich bidde, meine Damen, das is doch ein Schlag aus heiterm Himmel! Wie ich heite herunter gekommen bin und diese schlimme Nachricht erfahren habe, war ich färmlich beteibt. Man fühlt die Greße des Glickes erst, wenn es entschwindet. Ich kann jetzt mit dem bekannten Dichter sagen, daß die schönen Tage von Aranjuez vorieber sind. Sie gehen und ieberlassen den Armen der Pein, das heißt der Gesöllschaft des Herrn Dierl. Das ist grausam! Gestatten wenigstens diese Blumen. Es war alles, was hier aufzutreiben war . . ."

Schnaase suchte derweilen den Posthalter Blenninger, von dem er noch nicht Abschied genommen hatte. Aber er war nirgends zu finden, und als Fanny zuletzt den Hansgirgl fragte, wo denn der Herr bloß sein könne, wurde sie mit auserlesener Grobheit abgewiesen.

Der Blenninger saß aber im Stalle auf der Futterkiste, und er hatte dem Hansgirgl befohlen, das Geheimnis zu wahren, weil er verborgen bleiben wollte, denn das Gesurrm konnte er nicht anhören.

„Das is wieder mal echt!" sagte Schnaase, der selbst im Hofe Umschau hielt.

Da trat der Kanzleirat heimlich und rasch an ihn heran und drückte ihm einen Zettel in die Hand. Bevor sich Schnaase von der Überraschung erholt hatte, war Schützinger weggeeilt.

Er schlich auf Seitenwegen zum Bahnhofe. Seinen Koffer hatte er dem Martl gegeben.

Schnaase öffnete den Zettel und las: „Schonen Sie mich!"

„Nanu! Verrückt un drei macht neine. Der hat 'n Triller."

*

„Nischt zu machen. Der Posthalter bleibt unsichtbar", sagte Schnaase. „Dieses Gegenteil von einem Europäer is wenigstens konsequent."

„Mach endlich zu!" rief Karoline ungeduldig. „Hobbes sind schon an die Bahn, und du stehst noch hier und wertest."

„Also los! So leb denn wohl, du stilles Haus, un Fräulein Fanny, sagen Sie dem Posthalter, ich hätte mir zu gerne noch mal seine ansprechenden Züge ins Gedächtnis geprägt, aber es hat nicht sollen sein. Und sagen Se ihm, ich werde ihn rekommandieren als Gasthof zum bair'schen Hiesel oder zum Kanadier ohne übertünchte Höflichkeit, und, paßt mal Obacht, denn fängt's erst an mit de Fremden aus preußisch Berlin! Au reservoir! Adchees, Kinner! . . ."

(Schluß folgt.)

Liebe bricht Zuchthausgitter.

Von Harry Wilkins-Milwaukee.

Fast stets, wenn in Newyork, Chicago oder Los Angeles eine Verbrecherbande hinter Schloß und Riegel gesetzt wird, befindet sich neuerdings ein weibliches Wesen darunter. So äußert sich heute in der amerikanischen Unterwelt die Gleichberechtigung der Frau. Sie ist nicht mehr das Verbrecherliebchen, das zum Zeitvertreib gehalten und mit Schmuck überhäuft wird, sondern tätiges Mitglied, ja oft Anführerin der Bande. Mit dieser neuen Stellung schwindet aber gleichzeitig die unbedingte Macht, die manche dieser Frauen auf den Verbrecher ausübte. Der Mann sieht in ihr jetzt den Führer, dem man schon um der Verbrecherehre wegen die Treue bewahren muß, aber sie ist nicht mehr das Idol, um dessentwillen er jede Verzweiflungstat begangen hätte. So würde eine Marion Roberts, augenblicklich die bekannteste, schönste und klügste unter den Verbrecherköniginnen Newyorks, ihren Anbeter niemals zu solchen Taten aufstacheln können, wie es Margaret Ryans Liebe vermochte.

In einer Tanzhalle lernte das Mädchen, eine unscheinbare Newyorker Stenotypistin, Reynolds Forsbrey kennen. Er war Dutzendmensch, der sich von Millionen seiner Zeitgenossen nur dadurch unterschied, daß er schon einige Jahre in Sing Sing gesessen hatte und dem Kokain frönte. Unter normalen Umständen war er sogar ein Feigling. Diese beiden Menschen faßten zueinander eine Liebe, wie sie eigentlich nur in Romanen vorkommt. Forsbrey wollte Margaret sofort heiraten. Er hatte ihr gesagt, er verdiene sein Brot anständig als Klempner, und sie war sofort bereit, seine Frau zu werden.

Nur das Geld fehlte. Eine Dosis Kokain wies Forsbrey den Weg. Er bat Margaret, ein paar Stunden auf ihn zu warten, bis er einige Rechnungen einkassiert hätte. Dann wollten sie zusammen die Hochzeitsreise nach den Niagarafällen antreten.

Ein paar Stunden später wurde das Mädchen auf das Polizeipräsidium geholt. Dort saß Forsbrey in einer Zelle, weil er seine „Rechnungen" mit der Pistole in einem Juwelierladen hatte „einkassieren" wollen. Margaret sagte nur: „Er war gut zu mir. Ich bleibe ihm immer treu." Er gab ihr die Hand durch die Gitter: „Ich komme wieder, Margaret."

Als Forsbrey früher in Sing Sing saß, hatte er nicht den geringsten Fluchtversuch unternommen. Jetzt dachte er nur noch an das Ausbrechen. Margaret wartete auf ihn, er mußte zu ihr. Sie durfte ihn nicht mehr besuchen, nachdem die Wärter einmal — kurz nachdem sie dort gewesen war — unter Forsbreys Bett eine kleine Stahlsäge gefunden hatten. Jetzt, ohne Helfershelfer, erschien die Flucht ausgeschlossen.

Doch Margaret wartete ja auf ihn, und er hatte eine Schnalle an seinem Gürtel. Ein lächerliches Werkzeug! Dennoch gelang es ihm damit, das Gitter von einem Lüftungsschacht in wochenlanger Arbeit aus den Fugen zu brechen. Der Schacht führte irgendwohin ins Unbekannte, Dunkle. Er war kaum weit genug, um ein Kind aufzunehmen. Forsbrey preßte sich hinein. Stundenlang quälte er sich mit Windungen und Zuckungen durch den Schlauch. Dann fiel er plötzlich fünf Meter tief auf den Zementboden der Tischlerwerkstätte. Der Wärter dort schlief. Forsbrey entkam. Eine sechs Meter hohe Mauer war für seine Liebe kein Hindernis.

Drei Tage später konnte ihn die Polizei wieder fassen. Sie fand ihn bei Margaret Ryan. Er wurde auf zwanzig Jahre nach Dannemora geschickt, ein paar hundert Kilometer von Newyork entfernt. Das Gefängnis galt als ausbruchssicher.

Margaret Ryan verlor ihre Stellung. Man wußte nicht, wovon sie lebte, und die Polizei kümmerte sich auch nicht mehr um sie.

Forsbrey aber dachte auch jetzt nur noch an Flucht. Er wurde in der Schlosserei beschäftigt, und in drei Jahren gelang es ihm, unbemerkt einen Eisenbehälter anzufertigen und tropfenweise genug Benzin zu sammeln, um diesen zu füllen. Auf bisher unbekannten Wegen veranlaßte er Margaret, mit Waffen und Pistolen ein paar Nächte lang in einem Graben vor dem Gefängnis auf ihn zu warten. Doch er kam nicht, weil er in dem Augenblick entdeckt wurde, als er den Benzinbehälter in ein Loch in der Zellenmauer schieben und anstecken wollte. So platzte seine Bombe nicht, und Margaret wartete umsonst.

Forsbrey wurde nach Auburn versetzt. Dannemora kannte er zu gut. Man ließ ihn kaum einen Augenblick ohne Aufsicht in seiner Zelle und bei der Arbeit. Und doch konnte er ungesehen einen Eisenhammer in seinem Ärmel verschwinden lassen. Eines Tages behauptete er, sich unwohl zu fühlen, und er wurde in den dreifach vergitterten Hof gelassen. Er preßte sich an die Stäbe, als suchte er Halt. Ein Wärter trat von draußen an ihn heran. Im nächsten Augenblick fällte den Beamten der Hammer. Forsbrey packte die Schlüssel. In zwei Minuten sperrte er die drei Türen auf, überstieg die hohe Mauer, die ihn von der Freiheit trennte.

Man verfolgte seine Spur mit Bluthunden. Die Tiere holten ihn ein. Er kämpfte mit ihnen, tötete einen und wurde doch wieder gefangen. Zuchthaus auf Lebenszeit war die Strafe.

Er kam in das ehemalige „Todeshaus“ von Auburn, wo früher die zum Elektrischen Stuhl Verurteilten ihre letzten Tage zugebracht hatten. Das Gebäude besaß 23 Zellen. Kein Mensch war je daraus entkommen. Und doch wurden jetzt die Vorsichtsmaßnahmen noch verstärkt. Jede Woche mußte Forsbrey seine Zelle mit einem anderen Verbrecher tauschen. Wie sollte er da noch Vorbereitungen zum Ausbruch treffen?

Doch Forsbrey dachte nur an Margaret. Er wollte zu ihr zurück. Er wußte, sie wartete noch auf ihn. Er wußte nur noch keinen Weg zum Ausbrechen.

Eines Tages störte ihn Klopfen an der Wand aus dem Brüten. Er verstand die Sprache. Sein Nachbar sagte ihm: „Ich komme in ein anderes Gefängnis. Neben dem Fenster meiner Zelle ist eine Säge versteckt.“ Es dauerte fünf Monate, bis Forsbrey in die Zelle kam. Er fand die Säge, als der Wärter ihn einen Augenblick lang nicht durch die Gitter beobachtete. Von nun an schlief er keine Nacht. Drei Minuten dauerte der Rundgang des Wärters. Wenn der Mann vor seiner Zelle den Rücken wandte, sprang Forsbrey vom Bett auf und setzte die Säge an einen der Fensterstäbe. In der nächsten Minute schien er wieder unter seinen Decken zu schlafen.

Die Arbeit nahm des dauernden Zellenwechsels wegen zwei Jahre in Anspruch. Dann waren zwei Stäbe im Gitterfenster durchsägt, und eines Nachts zwängte sich Forsbrey in den zwei Minuten, da der Wärter die anderen Zellen kontrollierte, ins Freie. An einer Regenrinne kletterte er auf das Dach, von dort sprang er über eine Mauer hinüber in den Holzhof des Zuchthauses, ohne die Beine zu brechen. Mit übermenschlicher Kraft stemmte er einen Baumstamm gegen die Außenmauer und kletterte daran hoch. Trotz Scheinwerfer und Schüsse entkam er.

Margaret Ryan wartete auf Forsbrey. Dann las sie in der Zeitung, daß der Mann ihrer Liebe nach zweitägiger Hetzjagd aufgegriffen worden war. Da nahm sie Gift und öffnete den Gashahn. Reynolds Forsbrey hat seitdem keinen Fluchtversuch mehr unternommen.

Erfinder.

Skizze von H.-J. Magog.

(Berechtigte Übertragung von Annie Konen.)

„Armer Freund“, murmelte Soligny, als er in das Zimmer des Radiologen Feuilleuse eintrat. „Wie schmerzt mich dein Unglück; ich bin außer mir, daß auch du getroffen bist . . .“

Der Leidende lag auf seinem Ruhebett, teilweise umgeben von einem Wandschirm, der aus Platten eines bleiähnlichen Metalls bestand. Der Besucher fand den Forscher blaß, abgemagert, wie vom Tode gezeichnet; erschüttert wiederholte er: „Armer Freund . . . auch du!“

„Ja, ja . . . auch ich“, antwortete Feuilleuse, „nach so vielen andern auch ich . . . und doch in ganz anderer Weise als die Kollegen.“ Seltsam hart wirkte seine Stimme, unstet flackerte sein Blick umher. Sein Gesicht trug einen unruhigen Ausdruck. Soligny hatte dort die Reinheit eines sich bewußt der Wissenschaft Opfernden zu sehen erwartet. Teilnehmend schlug er eine Operation vor. Aber mit zitternder Bewegung streckte Feuilleuse dem Gast seine mit sonderbaren Flecken bedeckten Hände entgegen: „Sieh selbst!“ bat er.

Seufzend meinte Soligny: „Leider, leider sind die X-Strahlen unerbittlich.“

Feuilleuse widersprach: „Beschuldige nicht die Strahlen! Sie sind an dem, was mir geschehen, unschuldig.“

„Man hat mir aber gesagt . . .“, wandte Soligny erstaunt ein.

„Man hat dir wiederholt, was ich habe verbreiten lassen. Wenn ich den Ursprung meines Unglücks genau angegeben hätte, wäre ich für verrückt erklärt worden. Dir allein kann ich die Wahrheit sagen. Vielleicht wirst du sie gar nicht begreifen . . .“ Feuilleuse stockte einen Augenblick, dann fuhr er sich zusammenraffend fort: „Ich will's dir erklären. Gestehe mir aber vor allem zu, daß folgendes im Bereich der Möglichkeit liegt: Jemand — ein unbekannter Gelehrter — hat etwas entdecken können, was mir und meinen sämtlichen Zunftgenossen bisher entgangen ist, unbekannte Strahlen, solche, von denen ich im Augenblick spreche . . . Derartige Gerüchte sind nicht immer mit Achselzucken abzutun, wie ich's unklugerweise versuchte.“ Aus einem Stapel Briefschaften, den er sich vom Freund reichen ließ, suchte er einige Schriftstücke heraus, händigte sie dem Kollegen ein und äußerte dabei: „Paß' auf! Eine wunderbare Entdeckung wird mir in verachtungsvoller, ironischer Weise angekündigt; in meiner Person verspottet man Erschrecken und Ohnmacht der offiziellen Wissenschaft. Unterschrift Ignotus. Sollte ich diese Briefe ernst nehmen und öffentlich darauf erwidern? Mein unbekannter Briefschreiber hat's mir vorgeschlagen. Nicht einmal eine Adresse gab er an. Zufälligerweise habe ich die Mitteilungen dieses Verrückten nicht glatt in den Papierkorb getan, sondern mich damit begnügt, sie zusammenzubündeln. Ich habe sie vergessen bis zu dem Tage, an dem ich plötzlich auf dieser Hand eine sonderbare Bewegung fühlte, die sich an mehreren Stellen meines Körpers wiederholte. Allmählich traten merkwürdige Flecke auf der Haut auf. In dieser Zeit erhielt ich wieder einen Brief — den letzten —, in dem mir die Wirkung des Verfahrens, dessen Objekt ich bildete, angekündigt wurde: Zerstörung und Tod.“

„Was geschah weiter?“ drängte Soligny.

„Der Feind bemüht sich seither, sein Wort einzulösen“, antwortete Feuilleuse schmerzlich lächelnd. „Zwischen uns geht der Kampf. Als ich es müde wurde, mich hinter Häusermauern von einem unsichtbaren Strahl treffen zu lassen, der meine Muskeln verbrannte, stellte ich nach vielen Versuchen Abwehrschirme aus einer Masse her, gegen die der unbekannte Strahl machtlos ist. Bis heute bin ich Sieger; aber vielleicht schon morgen . . . Was soll ich tun? Dies Haus verlassen, mich verstecken, in Erde eingraben lassen, um meinem unverwundbaren Widersacher zu entgehen? Ich lebe in ständiger Todesfurcht, werde auch von Zweifeln geplagt, ob . . .“

Entsetzt verstummte er, wies zitternd auf die Mauer, deren bleiähnliche Verkleidung wie unter der Wirkung eines unsichtbaren Lötkolbens schmolz. Tropfen auf Tropfen fiel; in der Platte wurde ein Loch sichtbar — zur gleichen Zeit fast schmolz eine Öffnung im Wandschirm. Mühsam stand Feuilleuse auf, versuchte die entgegengesetzte Seite des Raumes zu erreichen. „Der Strahl“, stammelte er, „er sucht mich.“

Unnachsichtig griff die unsichtbare Kraft die Verkleidung der Wand an vielen Stellen an, wechselte dabei die Richtung. Die Zuschauer des seltsamen Vorgangs hatten den Eindruck, die Luft sei von einem unsichtbaren Strahlenstrom durchzogen, der, auf einen bestimmten Menschen zielend, diesen ferngelenkt verfolgte.

Soligny packte den Freund, der vor Entsetzen ratlos schien, am Arm. „Komm schnell mit mir . . . Fort, nur fort . . . Das bist du der Wissenschaft schuldig.“

Da hörte das Schmelzen des bleiartigen Metalls auf. Die Freunde glaubten zu spüren, daß die Luft wieder klar sei. Keuchend wie nach tollem Lauf sahen sie einander an.

„Er hat nachgegeben“, stotterte Soligny.

„Auf wie lange?“ seufzte Feuilleuse. „Er wird wieder anfangen.“ —

Am folgenden Tage trat Feuilleuse frisch und sicher in Solignys Zimmer, schwenkte eine Zeitung wie eine Trophäe. „Lies!“ befahl er und unterstrich mit dem Daumennagel einen Absatz der vermischen Nachrichten: „Bei einem alten Manne namens Penin, der ein seltsames Dasein eingekerkert in einer Art Laboratorium führte, ereignete sich gestern eine nicht zu erklärende Explosion. Nie wird aufgeklärt werden, was den Gegenstand der Versuche bildete, deren Opfer Penin wurde. Man fand seinen Leichnam verkohlt, wie vom Blitz getroffen neben den zerstörten Apparaten.“

Die Freunde blickten einander in die Augen. Trotz der Lebensgefahr, in der er geschwebt, murmelte Feuilleuse: „Ein unsagbarer Verlust für die Wissenschaft.“

Sizilianische Bauernhochzeit.

Skizze von Max Geißler.

Bei Nina Negri haben sie im Fluß die gesponnene Wolle gewaschen, die sie mit in die Ehe bringt — ein Fest! Nun sitzen sie um den Tisch auf der Wiese und halten das „weiße Essen": Eier, Käse, Butter, Fisch, Pilze, Lammfleisch und Fenchelknollen; dazu gibt's Malvasier und Cirò.

Da kommt einer den Berghang herauf geritten. Er hat die Doppelflinte übergehängt, trägt den roten Bauchgurt und den Spitzhut mit der Adlerfeder. Dies Bild fällt in sie wie ein schwarzes Tuch. „Heilige Mutter Gottes — Turridu!" sagt die Nina und wird todbleich. Ihm ist sie einmal versprochen gewesen, ehe er den anderen im Streit erstach.

„Ah, Turridu ist ja in Ustika auf der Galeere. Bist du nicht klar im Kopfe, Nina?"

Sie sind aufgesprungen, alle. Einer reißt den Dolch aus dem Gurt. Die Messer sitzen ihnen locker in den Scheiden.

Nina mag Turridu nicht ansehen, und doch bleibt ihr Blick wie gebannt an ihm hängen. Er hat noch den breiten, roten Mund und die heißen Augen; aber sein Gesicht ist vermüht. Nun schwingt er sich aus dem Sattel und führt sein Pferd heran.

„Ich wünsche euch Gesundheit und einen guten Tag", sagt er. „Ich wollte den Gaul in die Schwemme reiten und dachte nicht, daß ich hier so viele Freunde treffen würde."

„Freunde . . . das kann man wohl sagen", bestätigte ihm der alte Negri und reicht ihm die Hand.

„Das will ich meinen", sagt Turridu. „Du hast damals ein gutes Zeugnis abgelegt für mich. Daß sie mir fünfzehn Jahre aufgebrannt haben, das ist nicht deine Schuld. Fünf habe ich verbüßt." Den Bräutigam mißt er vom Scheitel bis zum Schuh. „Mein Unglück ist dein Glück gewesen. Warum hast du denn den Dolch in der Faust? Ich bin doch nicht ein Kerl, dem mit der Klinge beizukommen ist."

„Ah, deine Kraft kennen wir. Daß du das wilde Herz hast, ist dein Schicksal. Soll die Nina deswegen ihre Jugend verwarten?"

„Nun — ich hätte auf sie nicht fünfzehn, ich hätte dreißig Jahre gewartet; das schwöre ich bei der Madonna." Dabei greift er nach dem Gewehrlauf.

„Laß die Flinte, Mensch!" sagt der alte Negri und legt ihm die Hand auf den Arm. „Setz dich mit uns an den Tisch des Friedens! Mit der Nina — das ließ sich nicht länger hinausschieben, weißt du. Es ist zuviel lästerliches Zeug geredet worden unter den Leuten. Ich selbst bin es gewesen, der darauf gehalten hat, daß sie einen Hausstand bekommt."

„Mein heißes Blut", sagt Turridu, „es war einen Augenblick stärker gewesen als meine Liebe. Nun ist die Begnadigung gekommen. Aber die Freiheit hat keinen rechten Sinn mehr für mich . . ."

Er setzt sich auf den Stuhl und starrt vor sich hin. Da fühlt er eine Kinderhand auf dem Knie. Es ist Pippo, der kleine Bruder der Nina. Damals war er vier Jahre alt gewesen, jetzt ist er neun. „Höre, Turridu!" sagt Pippo. „Du hast mir einmal versprochen, mich mit aufs Pferd zu nehmen und mit mir einen Galopp auf der Straße zu reiten, daß mich alle sehen. Es ist doch eine ganz andere Sache als auf dem Esel."

Turridu sieht den braunen Jungen gerührt an. „Du sollst nicht vergeblich auf mich gewartet haben. Wenn du willst, können wir es jetzt machen." Er lehnt die Flinte an den Stuhl.

„Freilich will ich."

Da hebt Turridu ihn in den Sattel, springt dem Gaul auf die Kruppe, und hussa! fliegen sie dahin. Als sie wiederkommen, glühen dem Jungen die Augen vor Glück. „Allala, das war schön!"

Turridu sieht sich nach seiner Flinte um. Sie lehnt noch dort am Stuhl. Nicht einmal die Patronen haben sie heraus genommen. „Ich danke euch für eure Redlichkeit und für euer Vertrauen", sagt er. „Wenn's anders gewesen wäre . . . Ihr hättet die Wolle wohl nicht mit einander getrocknet!"

Wirft sich die Flinte auf den Rücken, steigt in den Bügel und sprengt hinauf in die Berge.



Bunte Chronik



* **Die unverzagte Braut.** Bill La Trasse, der Zugbandit von St. Louis, ist wieder zu dem anständigen Menschen geworden, der er war, bevor er im Jahre 1917 ein paar Reisende während der Fahrt mit vorgehaltener Pistole um ihre Börsen erleichterte. Er war damals mit der siebzehnjährigen Hazel Henderson verlobt. Als er nun ein paar Tage später zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, glaubte jedermann, das Mädchen würde sich von ihm abwenden. Doch Hazel blieb Bill La Trasse treu. Er brach aus, wurde wieder festgenommen. Die Zukunft sah noch trüber aus. Doch das Mädchen verzagte nicht. Es lebte zusammen mit Bills Mutter, und als diese in einem Bankkrach ihr ganzes Erspartes verlor, wandte sich Hazel an die Begnadigungsbehörde. Sie wollte gutsagen für ihren Bill, dafür haften, daß er ein anständiger Mensch würde, wenn sie ihn nur aus dem Zuchthaus entlassen wollten, damit er für seine Mutter arbeiten könnte. Hazel hatte Erfolg. Bill wurde entlassen, und ein einflußreicher Beamter veranstaltete eine Sammlung, die soviel einbrachte, daß der ehemalige Räuber sich eine Schusterwerkstatt einrichten konnte. Seit kurzem ist Hazel seine Frau. Sie hat vierzehn Jahre warten müssen.

*

* **Kommt der Muff wieder.** In diesem Winter versucht man wieder, die Muffmode einzuführen. Zur Zeit der Renaissance ist der Muff zum ersten Male aufgetaucht und hat bis vor zehn Jahren seinen Platz behaupten können, wenn er auch viel Variationen durchmachen mußte. In der Form ist er zwar ziemlich gebunden, wenn er seinen Zweck, die Hände zu wärmen, erfüllen soll. Aber seine Größenverhältnisse waren beständigem Wandel unterworfen. Bald war er so groß, daß er den ganzen Schoß der Trägerin bedeckte, wie der riesige Hermelinmuff, den die Kaiserin Eugenie von Frankreich während der Fahrt im Hochzeitswagen auf ihren Knien trug, oder wie das kleine Pelzungeheuer, hinter dem sich die Schöne des bekannten Lebrunschen Bildes versteckt. Bald war er so klein, daß es kaum gelang, die Hände hineinzuzwängen, wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Es muß schon früher ein gewisser Luxus mit dem Muff getrieben worden sein, denn Karl XII. erließ eine Verordnung, wonach den Bürgerfrauen das Tragen der aus kostbaren Stoffen verfertigten Muffe verboten wird, während dem Adel auch in dieser Beziehung keine Grenzen gezogen wurden. Lange Zeit war der Muff nur dazu da, winzige Hunde in seinem Innern zu bergen, und je größer der Muff, um so kleiner wurden die Hunde. Es gab besondere Züchter für solche Muffhunde. Auch das starke Geschlecht trug einmal Muffen. Es soll zur Zeit Ludwig XIV. sogar verstanden haben, damit recht eifrig zu kokettieren.

*

* **Verlorene Spargroschen nach 25 Jahren ersetzt.** Anläßlich der großen und kleineren Bankzusammenbrüche in der Alten und Neuen Welt hat es in Amerika Aufsehen erregt, daß heute nach 25 Jahren drei Söhne die Schulden ihres verstorbenen Vaters, der Inhaber einer Bank war, auf Heller und Pfennig bezahlt haben. Im Jahre 1907 ging in einer Periode wirtschaftlicher Depression auch das Bankgeschäft von Mr. John G. Jenkins in Konkurs. Mr. Jenkins konnte diesen Schlag nicht verwinden, besonders da viele kleine Sparer durch den Zusammenbruch seiner Bank ihre kleinen Vermögen verloren hatten. Er grämte sich so sehr, daß er bald darauf einem Herzleiden erlag. Seine drei Söhne hatten sich fest vorgenommen, sämtliche Schulden ihres Vaters zu bezahlen, und es ist ihnen auch tatsächlich gelungen, im Laufe von 25 Jahren eine Schuldenlast von fast sechs Millionen Mark abzutragen. Wie sie sagen, wäre ihr schönster Lohn die Dankbarkeit der kleinen Leute gewesen, als sie ihre verloren gegangenen Spargroschen wieder zurückerhielten. Sie bedauerten nur, daß ihr Vater diese Genugtuung nicht noch erlebt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.